Ein klassisches Lustspiel.

Zur Geschichte von Freytag's „Journalisten". — Seit 70 Jahren auf allen deutschen Bühnen beliebt.

Von **Hugo Wittmann.**

(Neue Freie Presse.)

Wien, 6. Dezember.

Wenn ein Lustspiel mehr als zwei Menschenalter hinter sich hat, wenn eine Zeit voll großer und furchtbarer Ereignisse, eine wahre Windsbraut von neuen „Richtungen" und Literaturmoden an ihm vorübergerauscht und der leichte, luftige Bau nach solchem Sturm trotzdem noch aufrecht dasteht, das Werk nicht zur alten Schartekе verknöcherte, das Lustspiel noch immer ein Lustspiel ist, der Welt noch immer sein altes Gesicht zeigt, nämlich das junge von Anno dazumal — dann schickt es sich wohl, daß man den Hut lüfte vor einem so jugendfrischen Altertum, ja, dann ist auch die Wißbegierde begreiflich, mit der mancher von dieser hochbetagten Jugend das Geheimnis ihrer Dauerhaftigkeit erfragen möchte. Schließlich ist ja ein Lustspiel keine menschenfresserische Sphinx, die den Neugierigen, der ihr Rätsel nicht zu lösen vermag, mit Haut und Haar auffrißt, eine Sphinx freilich immerhin, wenn auch eine lachende, gleich jedem vieljährigen Kunstwerk ein verschlossenes Etwas, das den letzten Grund seiner Lebenskraft nicht gutwillig preisgibt.

Am gestrigen Abend — es hätte auch vor zwanzig, vor dreißig Jahren geschehen können — wurde im Burgtheater Freytags Lustspiel „Die Journalisten" aufgeführt. Es geschah bei außerordentlichem Anlaß, mit ungewöhnlicher Besetzung, wir möchten uns heute nur mit der Tatsache dieser Aufführung beschäftigen, eben nur mit dem an sich erstaunlichen Fall, daß ein Theaterstück, das eine ganz erhebliche Anzahl von Jahrzehnten auf den schmalen Schultern trägt, sich noch immer als lebensfähig erweist, unter Umständen dem großen Publikum sogar als eine Art Festgeschenk dargeboten werden kann. Gustav Freytag schrieb das Stück im Jahre 1852. Leise Nachklänge aus dem Sturmjahre entgehen darin keinem aufmerksamen Ohre. Parlamentswahlen, Preßfreiheit, Zeitungspolemik, das ist Achtundvierziger-Luft, hier fühlt man die große politische Erschütterung, die unter den Hochgeborenen so viel Schrecken verbreitet hatte, unverkennbar nachbeben. Der Dichter selbst war sich dessen bewußt. Als er sein Lustspiel nach Wien schickte und zur Aufführung am Burgtheater empfahl, tat er es nicht ohne heimliche Angst vor der berüchtigten österreichischen Zensur, glaubte er, sein Werk schützen zu müssen, indem er selbst ihm ein Wohlverhaltenszeugnis ausstellte: es bringe ja Dinge und Figuren aufs Theater, die hier völlig unbekannt, also völlig unschädlich seien. „Das Stück", schrieb er an Laube, „schildert Personen, welche in dem gegenwärtigen Oesterreich unmöglich sind, und Verhältnisse, die von den Ihrigen so weit abliegen, wie der Zobtenberg von Sibirien." Mit einem Wort, das Lustspiel sei vollständig bühnengerecht, dabei jedoch durchaus „unschuldig". Leider dachte man in Wien über literarische Unschuld von jeher ganz anders als in der übrigen Welt. Schon den Titel fand man hier anstößig. Journalisten! Das war ja sozusagen eine verfemte Zunft, staatsgefährliches Federvieh, zu dulden höchstens, wenn es nach Vorschrift gackerte und seine eintönige Melodie treugehorsamst aus dem Ministerium bezog oder von irgendeiner Hofstelle sich einblasen ließ. Auch in Berliner Hofkreisen, nur in Hofkreisen, war man ungefähr derselben Meinung, in allen deutschen Hofkreisen. Der Dichter hatte sein Werk auch dem Herrn v. Hülsen, dem mächtigen Generalintendanten an der Spree, zugeschickt, und auch dieser bekreuzte sich schon vor dem Titel. „Die Journalisten", rief er aus, „ärgern mich ohnehin bis aufs Blut, soll ich sie etwa noch auf dem Hoftheater ansässig machen?" Er gab das Stück erst, nachdem ein anderes Berliner Theater es monatelang bei vollem Hause gespielt, den Rahm gründlich abgeschöpft hatte.

Dieser Umweg blieb ihm in Wien, dank den Bemühungen des Burgtheaterdirektors, erspart. Heinrich Laube war ja im Grund ein ungemein findiger Kopf, ein feiner Diplomat mit den Rauigkeiten einer Kratzbürste, und er bewies es auch in diesem Falle. Sein Vorgesetzter, der Oberstkämmerer des kaiserlichen Hofes, wollte von der Aufführung des Stückes schlechterdings nichts wissen. Um aber dieses stärkste Hindernis zu überwinden, holte sich der Direktor seinen wirksamsten Beistand aus dem Stücke selbst. Kein anderer als Schmock, Mitarbeiter des „Coriolan", wurde sein Bundesgenosse, der unsterbliche Schmock, der Journalist, wie er nicht sein soll, der Tausendkünstler, dem jede Richtung geläufig, der da kann schreiben nach rechts, und der da kann schreiben nach links, der Vielseitige, der sich auf Kommando trivial oder genial zu geben vermag, neben das Gewöhnliche immer seine guten Einfälle, seine „Brillanten" setzt, leider jedoch erleben muß, daß ihm das Gewöhnliche regelmäßig gestrichen wird und nur die Brillanten stehen bleiben. Diesen drolligen Zeilenschinder — jeder Witz zehn Pfennige — wählte sich Laube zum Sekundanten in dem Zweikampf zwischen bürokratischer Rückständigkeit und literarischem Fortschritt, das heißt, er ging mit dem eingeschickten Lustspiel zum Oberstkämmerer, blätterte die Szene auf, wo dieser Schmock seine unzweideutige, obwohl gutmütige Charakterlosigkeit am anschaulichsten offenbart, und las die Stelle Seiner Gestrengen vor, um zu beweisen, daß das Stück nicht blos für, daß es auch gegen die Journalisten geschrieben sei, namentlich gegen. Der Hochwürdenträger dürfte über dieses „namentlich" gelächelt haben. Er gab nun das Stück frei, wohl selber froh, durch einen anständigen Rückzug den unangenehmen Handel beenden zu können, besaß jedoch Einsicht genug, um zu erkennen, daß in diesem Werke nicht gegen die Zeitungen gekämpft, vielmehr für die jetzt erst aufblühende sechste Großmacht manche Lanze gebrochen wurde. In diesem flotten Konrad Bolz hatte ja der Dichter offenbar sich selbst gezeichnet.

Gustav Freytag war in der Tat damals Journalist. Mit Julian Schmidt redigierte er in Leipzig die „Grenzboten", die „grünen Blätter", wie man sie dort nannte, kleine Hefte mit grünem Umschlag, die in ganz Deutschland gelesen wurden, als willkommene Schmuggelware heimlich auch durch ganz Oesterreich wanderten. Ein Oesterreicher hatte sie ja gegründet: Ignaz Kuranda, mit dessen Namen ein großes Stück Wiener Vergangenheit aufwacht. Einst war hier dieser kluge Kopf mit dem scharf gezeichneten Gesicht, dem eine Riesennase wie ein Festungsturm zwischen den hellen Augen saß, überall zu sehen, im Gemeinderat, im Landtag, im Reichsrat, überall, wo für Freiheit und Freisinn gestritten wurde. Er stand im Vormärz mit dem einen Fuß, im Nachmärz mit dem andern. Erst als sich ihm in der Heimat ein politisches Arbeitsfeld auftat, verzichtete er auf die „Grenzboten", wo dann Freytag in seinem Sinne, aber mit ungleich größerer schriftstellerischer Begabung waltete. Die Typen, die er in seinem Lustspiel flüchtig schildert, Bellmaus, Kämpe, Körner, während dieser redaktionellen Tätigkeit mögen sie ihm begegnet sein. Der unvergleichliche Schmock aber hat seine besondere Legende. Sein Urbild war anfangs Alfred Meißners geistiges Eigentum. Der hatte ihn dem Prager Leben abgeguckt, das Original vielleicht in einer deutsch-böhmischen Redaktionsstube aufgestöbert, und als er an einem gemütlichen Kneipabend seinem Freunde Gustav Freytag davon erzählte, war dieser so entzückt von den Gestaltungsmöglichkeiten, welche die Figur darbot, daß er Meißner um Ueberlassung des glücklichen Fundes bat. Gegen zwei Flaschen Rheinwein, denen man sofort die Hälse brach, soll der Handel abgeschlossen worden sein, und hoffentlich bezahlte Freytag mit einer besonders stolzen Marke, denn es war ein hübsches Klößchen Ton, was ihm der Zufall da zur Behandlung in die Hände spielte, eine köstliche Lustspielfigur, die durch dieses kleine Tauschgeschäft zwischen zwei Dichtern für die deutsche Bühne gewonnen wurde. Durch Meißner wäre sie am Ende gar nicht zur Reife gelangt, vielleicht im Entwurf stecken geblieben, und so hatte der gemütliche Kneipabend jedenfalls gute Früchte getragen . . .

„Die Journalisten" wurden in Deutschland 1852, gleich im folgenden Jahre am Burgtheater aufgeführt. Noch am Tage der ersten Vorstellung hörte man Unglücksvögel krächzen, die einen Durchfall mit Pauken und Trompeten voraussagten: das Treiben und Reden dieser Tintenfische sei den Wienern völlig fremd, hier gar kein Boden, gar kein Publikum für ein solches Werk. Auch von auswärts ließen sich warnende Stimmen vernehmen. Der Schriftsteller Bayer-Bürt, Gatte der berühmten Schauspielerin, schrieb an Laube: „Freytags Journalisten sind gut, obgleich das Thema nicht mehr zeitgemäß ist." Achtundvierzig war vorbeigestürmt, allerwärts saß wieder die Reaktion im Sattel, und dies wohl der Grund, warum dieser Mann ein Stück, darin noch ein bißchen Freisinn atmete, schon veraltet hielt, bevor es noch zur Welt kam. Doch nicht zum erstenmal geschah es, daß statt der angekündigten Niederlage die Siegesgöttin mit dem Lorbeerkranze hervortrat. Der Vorhang ging auf, und schon nach dem ersten Akte war der Erfolg entschieden. Den Bolz spielte Fichtner. Fräulein Neumann, Tochter der Haizinger, die Adelheid, den Schmock aber ein junger Schauspieler, der für die Rolle wie geboren, dem sie auf den Leib geschrieben schien, Karl Meixner. Seitdem sind sechsundsechzig Jahre dahingegangen, und innerhalb dieses beträchtlichen Zeitraumes gab es kein Jahrzehnt, kein Jahrfünft, wo das schon vor der Geburt totgesagte Stück nicht seinen Weg zur Bühne des Burgtheaters zurückgefunden hätte. Unsere großen Schauspieler langten begierig nach diesen Rollen. Sonnenthal, was für ein Bolz neben Meixner, der sein Lebtag den Schmock nicht loswurde! Den Piepenbrink spielte Baumeister noch kurz vor seinem Tode. Und wie die Schauspieler, so blieben die Zuschauer dem Stück getreu. Was die Großväter ergötzt hatte, dessen freuten sich die Enkel. Der Erfolg vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht. Das beste deutsche Lustspiel des neunzehnten Säkulums, so hieß es allgemein. Das Jahrhundert, darin sie zur Welt gekommen, reichte den „Journalisten" seinen ersten Preis.

Offenbar steckt in dem Werke der erhaltenden Kräfte ein reichliches Maß. Es ist vor allem ein gut gemachtes Stück, vortrefflich aufgebaut, klar und durchsichtig in allen seinen Teilen. Die tüchtige Zimmermannsarbeit verbürgt aber natürlich noch lange nicht das dauerhafte Leben. Auch Kotzebues Lustspiele waren gut gemacht, und seit wann ist dieser Schnee schon geschmolzen! Nach dem Handwerker mußte der Künstler sprechen, und hier sprach er. Das Stück schildert lebensvolle Charaktere: alle Personen, die da mitspielen, haben Theaterblut und sind doch keine leeren Theatermenschen, keine angekleideten Puppen, sondern Menschen, wie sie sind, wie sie wenigstens sein sollten und sein könnten, wie man sie sich leiblich und seelisch gestaltet wünscht. Ein prächtiger Kerl, dieser Bolz, ein Tausendsassa auch er, aber einer von der besten Sorte, der berufene Wortführer der Vernunft, der guten Laune, der politischen Rechtschaffenheit, aber kein geschwätziger Raisonneur, denn wo es nottut, greift er tief in den Gang der Handlung ein. Seine Mitarbeiter stehen auf dem rückwärtigen Plan, doch ist jeder wie aus dem Leben gegriffen. Gut gezeichnet ist auch dieser Herr v. Berg, der Oberst a. D., der jetzt zwar im Zivilrock steckt, den steifen Militärkragen aber immer noch an der Kehle zu spüren scheint und strammen Schrittes dem Kommandoruf seines Gewissens folgt. Neben ihm Piepenbrink, der wackere deutsche Philister, tüchtiger Geschäftsmann, echt bis ins Mark hinein, naturwüchsiges Spießertum, dem unsichtbar der alte Zopf, aus Beschränktheit und Biedersinn geflochten, gemütlich im Nacken baumelt. Dann dieses Fräulein Adelheid Runeck, das alleinstehende Mädchen, tapfer, weltgewandt, ihres Glückes Schmied, durchaus selbständig, von den Lustspieldämchen jener Zeit keineswegs abgepaust. Sie tritt nicht frauenrechtlerisch auf, verschont uns mit den Wunderlichkeiten der „Emanzipierten", wie sie damals schon die deutschen Bretter beunruhigten, und ist doch schon wie eine Vorahnung modernster Weiblichkeit. Kurz, der Mann, dem wir „Die Technik des Dramas" verdanken, hier bewährte er sich als Meister der von ihm gelehrten Bühnenkunst, hier zeigte er, daß sich bei ihm der Praktiker nicht vor dem Theoretiker zu verstecken brauchte. Dabei ist alles so grundbeutsch in seinem Stück. Reinste Heimatluft weht durch jede Szene, keine Großstadtluft, nicht der giftige Qualm millionenhafter Menschenanhäufung, eher die Atmosphäre einer Kleinstadt, wo jede Straße ins Freie führt und die Natur nicht in kaum erreichbarer Ferne, weit draußen vor den Toren, aufgesucht werden muß. 1851 kaufte Freytag in Siebeleben bei Gotha ein kleines Bauerngut, in der Nachbarschaft unter dem Namen „zur guten Schmiede" bekannt, und dort vollendete er sein Journalistenstück im Sommer 1852. Im Garten, unter wirklichen grünen Blättern, nicht unter papiernen, ist es geschrieben worden, und ein starker Hauch würziger Landluft mischt sich denn auch in dieses kleinstädtische Getriebe. Der Dichter mag dabei an Leipzig gedacht haben, nicht an das heutige Groß-Leipzig, sondern an das jener Zeit, das kaum 60,000 Einwohner zählte. Er selbst nennt es als Ort der Handlung, bloß „die Hauptstadt einer Provinz". Welche Provinz, welche Hauptstadt, dies zu suchen, bleibt dem Zuschauer überlassen, und jedem sieht es frei, die Vorgänge des Stückes auf seine eigene Stadt zu deuten. Es spielt in hundert deutschen Städten, in jeder deutschen Gemeinde, und so fand es überall eine neue Heimat. Wo immer es aufgeführt wurde, ibi patria. . . .

Wie der Schauplatz nicht genannt wird, so verschweigt der Dichter auch die Namen der politischen Parteien, die hier gegeneinander kämpfen. Konrad Bolz ist nach Angabe seines Dichters der Sohn eines Landpfarrers, einer jener deutschen Pastorssöhne, die Grillparzer, das Kind einer Großstadt, um ihre Arbeitsfreude und unverwüstliche Nervenkraft beneidete, und die „Union", für welche der warmherzige Mann arbeitet, ist offenbar ein liberales Blatt, kein Weltblatt, denn es zu schreiben genügen drei, vier Federn, sondern eine echt provinzielle Parteizeitung. Doch welcher Partei sie angehört, wird an keiner Stelle gesagt, das Wort „liberal" im ganzen Stück nicht einmal ausgesprochen. Diese Namenlosigkeit des Ortes, der Handlung, der politischen Bestrebungen war offenbar beabsichtigt, vielleicht auch eine von den geheimeren Ursachen des großen Erfolges. Der Dichter wollte kein politisierendes Werk schreiben, sich nicht verlieren im Wirrsal der Parteikämpfe, wollte eben nur Menschen darstellen, die verschiedene Ziele verfolgten, Menschen mit gegensätzlichen Interessen, mit widerstreitenden Weltanschauungen. Mochten sie dort unten hadern und zanken, er verließ nicht die neutrale Höhe des Gemeingültigen und Reinmenschlichen. Die Neutralität war allerdings nur scheinbar, denn wer kannte nicht die politische Gesinnung des Dichters, wer fühlte nicht, wenn er dieses Stück sah, wie innig es mit dem Tag zusammenhing, wie getreulich es Zeit und Welt widerspiegelte. Sache des Publikums blieb es eben, da und dort den Punkt auf das i zu setzen. Ja, diese Namenlosigkeit, die so vieles unbestimmt läßt und dadurch alles verallgemeinert, hat sicherlich bei dem großen Erfolge dieses Theaterstückes erheblich mitgeholfen . . .

Heute gehört es zu den wenigen klassischen Lustspielen, die wir haben. „Minna von Barnhelm", „Weh dem, der liügt", „Die Journalisten", was noch? Vielleicht streiten sich gegenwärtig ein paar Lustspiele um den vierten Platz, vielleicht ist das Werk, dem er zufallen wird, noch nicht geboren worden. Den Franzosen lebt ihr Molière, den Engländern ihr Shakespeare, groß auch im Komischen — unser Lustspielbesitz ist ein bescheidenes Gärtchen, wo allerhand Grünzeug gedeiht, aber nur wenig immergrüne Gewächse. Eines davon hat dieser schlesische Dichter gepflanzt. Vor der ersten Wiener Aufführung wurde das Stück, wir haben es gehört, als „nicht mehr zeitgemäß" bezeichnet und daraufhin unzählige Male im alten, fast ebenso oft im neuen Burgtheater gespielt, und heute noch erscheint es immer und immer wieder auf den Brettern. Das unzeitgemäße Stück hat sich als ein Stück für alle Zeiten erwiesen. Es kam aber auch — wie hieß doch Freytags Landhaus in Siebeleben? — es kam aus einer „guten Schmiede".

Die Schwierigkeiten für die erste Frau im englischen Unterhaus. Die erste englische Frau ist in das Unterhaus eingezogen: Lady Astor, die für ihren in das Oberhaus übertretenden Mann gewählt worden ist. Während in Deutschland sich der Einzug der Frauen in das Parlament ohne alle Schwierigkeiten vollzog, macht den Engländern die Etikettenfrage sehr viel zu schaffen. Bekanntlich verlangt das Zeremoniell von den englischen Unterhausmitgliedern, daß sie bei bestimmten Gelegenheiten den Hut aufsetzen und dann wieder abnehmen. Wird das auch Lady Astor tun? Vorläufig hat sie erklärt, sie würde einen Hut tragen, wann es ihr paßt, und ihn abnehmen, wenn es ihr nicht zu beschwerlich sei. Muß Lady Astor in großer Toilette erscheinen, ist ein anderes viel erörtertes Problem. Sie wird in einem einfachen schwarzen Kostüm auftreten. Angeredet wird sie als „Die edle Dame" oder „Das edle Mitglied für Sutton". Ein besonderer Raum ist für sie im Unterhaus eingerichtet worden mit der Aufschrift: „Damen-Mitglieder", und auch im Restaurant erhält sie ein besonderes Zimmer.

Tante Dorchens Bluse.

Eine Groteske von **Hermann Harry Schmitz.**

Ich hätte nein sagen sollen oder daß ich etwas vorhätte, als mich meine Tante Dorchen Faßbender am Eingang des amerikanischen Riesen-Warenhauses mit Beschlag belegte und mich bat, sie zu begleiten: sie müßte sich nur eben eine Bluse kaufen, erklärte sie obenhin.

Eine Bluse kaufen, das war ja schließlich eine einfache und schnell erledigte Sache, dachte ich mir und ging mit. Außerdem hatte die Tante mir schon häufiger Rechnungen meines Schneiders bezahlt, das war entsprechend zu beachten.

Der Scharfsinn eines Indianers gehört dazu, um sich in einem modernen Warenhaus zurechtzufinden und noch zu Lebzeiten den begehrten Gegenstand zu kaufen. Die Tante sagte, sie wisse Bescheid, und drängte sich durch die Menge, die sich in den Gängen zwischen den Verkaufsständen hin- und herschob. Sie trat energisch auf sie hindernde Füße und stieß Langsame mit der Krücke ihres Janellaschirmes verstohlen in den Rücken.

„Da drüben bekommen wir das Gewünschte," sagte sie mit Bestimmtheit. Ich vertraute der Tante. Wir schoben nach drüben.

Wir blieben einen Augenblick am Verkaufsstand für Emaillegeschirr stehen. „Was darf's sein?" fragte verbindlich ein rotbackiges Fräulein.

„O, wo finde ich Blusen?" erkundigte sich die Tante, die scheinbar doch nicht so ganz und gar Bescheid wußte.

„Bitte, erste Etage, Aufzug," war die Antwort. Die Tante zog vor, die Treppe zu benutzen, aus Vorsicht. Es sei einmal ein junger Mann im Aufzug zerquetscht worden. Diese Legende geht von jedem Aufzug.

„Blusen — bitte rechts und dann links," wies uns ein Herr in mittleren Jahren, den man Herr Markuse nannte und der scheinbar eine Rolle spielte. Wir waren geschmeichelt und gingen in der bezeichneten Richtung.

„Nein, nein, nein," schrie die Tante plötzlich unwillig, als sie an dem gesuchten Stand von Blusen ankam und die Auslagen musterte. „Ich will keine fertige Bluse, ich will Stoff für eine Bluse, im Haus zu nähen. — Da steht man sich billiger," raunte sie mir erklärend zu.

Ich fand das sehr unangebracht, so eine Bluse erst mal mit großen Umständen zu nähen, wo man sie doch hier fertig zum Anziehen kaufen konnte. Ueberhaupt bereute ich ein wenig meine Bereitwilligkeit, die Tante zu diesem Blusenkauf zu begleiten.

„Ah, Stoff für eine Bluse für die Dame?" sagte verstehend Herr Markuse, der uns gefolgt war. „Bitte, bemühen sich die Herrschaften nach der vierten Etage, dort finden Sie, was Sie wünschen."

Wieder mühselige Treppen, trotz des Asthmas der Tante. Solche Aufzüge bleiben schon mal stecken, dann verhungern die Insassen. Das ist auch so eine Legende, die man sich von jedem Aufzug erzählt.

Natürlich entsprach der Stoff, den man der Tante auf der vierten Etage vorlegte, keineswegs ihren Wünschen und Absichten. Was man ihr da zeigte, war doch Wolle, was für Dienstboten zu Weihnachten, aber nicht für eine Staatsbluse der gnädigen Frau zu gebrauchen war.

„Wolle hält aber doch warm," meinte ich schüchtern.

„Ist aber nicht schick," strafte mich die Tante. „Ich will die Bluse für das Zoologische Garten-Konzert; Frau Bender soll die Platze kriegen," lachte sie hämisch.

Jetzt kam es heraus; die Tante wollte eine seidene Bluse bezw. den Stoff dazu.

„Da müssen Sie sich nach unten bemühen, dort rechts vom Haupteingang, etwa vierzig Minuten weit, ist die Seidenabteilung," klärte man sie auf. „Dort ist der Aufzug." Sie begann von der 150 Meter hohen Vierten-Etagen-Treppe den mühevollen Abstieg. Das Seil konnte reißen und der Abzug herunterrasen und zerschmettern. Das war auch so eine Legende, die die Tante bewog, das gefährliche Vehikel nicht zu benutzen.

Ich sagte leise das Einmaleins auf und berechnete aus dem Wachsen meines Bartes, wie lange wir uns bereits hier in dem Warenhause befanden. Durch das Treppensteigen bekam ich ein müdes Gefühl in den Kniekehlen, wie wenn ich dreimal hintereinander das Matterhorn bestiegen hätte, ein Klavier mit Lehrer im Rucksack.

Tante Dorchen war von der stillen Resignation eines Menschen, der weiß, was er will.

Ich war so zerstreut, daß ich die blondlockige Verkäuferin der Parfümerieabteilung, wo ich immer meine Seife kaufte, in Gedanken auf das Ohrläppchen küßte.

„Seide dort, Blusenseide dort," zeigte ein anderer Herr Markuse, der Cohn genannt wurde, auf eine lange Reihe Theken, hinter welchen himmelhohe Regale standen, wie in einer Bibliothek. Die Fächer waren angefüllt mit Stößen von flachen Paketen. Zwischen den Regalen und den Theken waren Fräulein in Schwarz, nette und weniger nette, mit Scheren an Bändern um den Hals und an der Seite einen baumelnden Abreißblock, eingesperrt. Manche aßen verstohlen aus einem verborgenen Butterbrotpaket.

Das durfte Herr Cohn nicht sehen.

Aus dem Gesicht der Tante entnahm ich, daß wir nun endlich am Ziel angekommen waren. Meine Lethargie wich ein wenig. Es war aber noch nicht aller Tage Abend. O, ich Kleingläubiger!

Sobald die Tante kurz den Wunsch nach Blusenseide geäußert hatte, kletterten — husch, husch! — entzückende Lackfüßchen auf gelben Leitern an den Bibliothekregalen hinauf. Oft blieb der auf dem Markt, lätest Fäschen, englisch Malheurchen ein graziöses Beinchen mir entgegenkommend dekolletierte. Die Tante holte ihre Brille hervor, die sie aus einem Lederetui hervorzog. Das Etui machte beim Abziehen des Deckels „pff", die Tante setzte die Brille auf, nicht der Beinchen wegen, sondern um den Stoff zu prüfen. Ich putzte meinen Kneifer — hm, hm, ich mußte doch der Tante behilflich sein!

Stöße von flachen Paketen warfen die Fräulein in Schwarz klatschend auf die Theke und entrollten sie zu Streifen Seide in allen möglichen Farben. Dabei priesen sie in überschwenglicher Weise die Ware: „Prima, prima, das beste auf dem Markt, leitest Fäschen, englisch, fabelhafte Verbreitung, Frau Bankier Safe (sprich: Säw) nahm zehn Meter für eine Robe, doppelte Breite, mit Selkfante, gut zu verarbeiten und haltbar, Sie glauben es nicht, gnädige Frau!" Immer neue Pakete wurden aufgerollt. Ein Meer von Farben ergoß sich über die Theke. Die Tante war in fieberhafter Tätigkeit, ihr sonst bleiches Gesicht war hektisch gerötet, die Warze an der Nase war zu einem Apfel angeschwollen, mit zitternden Händen wühlte sie in der Seide, prüfte den Stoff und die Farbe, bat das Fräulein in Schwarz, mit dem betreffenden Stück auf die Straße zu gehen, um die Farben bei Tageslicht beurteilen zu können. Etwa 1200mal lief sie, begleitet von einer Verkäuferin, die immer durch eine neue ersetzt werden mußte, da sie haufenweise vor Ermattung zusammenbrachen, die Strecke von der Seidenabteilung bis zum Ausgang. Ich rannte im Anfang getreu als Sachverständiger für Farben mit, verlor dann aber die Lust zu rennen, nahm mir ein Auto und fuhr neben der Tante hin und her.

Die Tante konnte nicht schlüssig werden, hin und her raste sie, den armen Verkäuferinnen zum Verderben. Die Haarnadeln der Tante wurden weißglühend.

Alle Farben der Welt zogen vorbei, nur kein Blau, was die Tante von vornherein nicht wünschte. Nun fiel ihr ein, daß es ein bestimmtes Blau gebe, das ihr sehr gut zu Gesicht stehe. Ob man nicht dieses Blau habe? Einige der Verkäuferinnen, die aus den Strapazen der Rennerei ihr schwaches Leben gerettet hatten, schleppten sich an die Regale und erklärten mit müden Stimmen, blaue Stoffe seien auf der zehnten Etage. Die Herrschaften möchten sich hinaufbemühen. Ich habe mit dem Nordpolfahrer Cook den Mount Mac Kinley in Lackschuhen bestiegen; jetzt schauderte mir vor der zehnten Etage. Die Tante war nicht zu bewegen, den Lift zu benutzen. Sie machte sich, trotz ihrer geschwollenen Ballen, an den Treppenaufstieg zur zehnten Etage. Ich drückte mich in den Aufzug und war schnell und mühelos bald oben. Drei Wochen später kam die Tante an, die alte eiserne Energie, Stoff für eine Bluse zu kaufen, in den Zügen. Sie erinnerte an Bismarck, wenn er etwas durchsetzen wollte.

Pfadfinder wiesen uns den Weg zum blauen Stoff. Der Stand befand sich 21 Kilometer von der Treppe und dem Lift. Ja, dieses Warenhaus war von enormen Dimensionen; es stellte mit seiner bebauten Fläche Elsaß-Lothringen in den Schatten.

Es gab etwa zehn verschiedene Blau. Natürlich mußten diese Stücke auch wieder dem Tageslicht ausgesetzt werden. Das hätte Monate gedauert, wenn die Tante die zehn Treppen hin- und hergestiegen wäre. Sie wurde chloroformiert und mit dem Aufzug befördert.

Endlich — es war eine Erlösung, etwa wie der Friedensschluß zu Münster nach dem 30jährigen Krieg um 1648 — endlich fand die Tante das Blau, das ihr so gut zu Gesicht stand.

Sie brauchte zwei Meter fünfzig. Eilfertig nahm ein Fräulein in Schwarz einen Zollstock, um dieses Quantum abzumessen. Natürlich war das vorhandene Stück (vom Fachmann Coupon genannt) etwa achtzig Zentimeter zu kurz.

Die Tante stach dem Fräulein eine lange Hutnadel in das linke blaue Auge. Aber es schadete nichts, denn das Auge war aus Glas — Gott sei Dank!

Ich kniete, als das endlich gefundene Stück von der blauen Seide, deren Blau die Tante so gut kleidete, zu kurz war, nieder und bat den Himmel und alle Götter, sie möchten doch die fehlenden achtzig Zentimeter blauer Seide beschaffen. „Nehmen Sie grün anstatt blau, grün ist der Frühling und die Au," sagte eine belegte Stimme von oben ziemlich gereimt.

Die Tante war, weil es wie eine Offenbarung war, mit Grün nunmehr einverstanden. Man stieg hinab in das Unterhaus, wo die bunten Seiden waren. Nach einem dreiwöchigen Suchen und Prüfen entschloß sie sich für Spinatgrün. Zwanzig Verkäuferinnen lagen tot am Boden, vier Ressortchefs waren völlig pathologisch geworden. Ein Elektrotechniker fraß Glühbirnen.

Die Tante forderte noch rote Seide als Besatz. Tableau! Ich legte mich auf den Boden und biß in die Blasen, die sich im Linoleum des Bodenbelags gebildet hatten. Die Verkäuferinnen flüchteten mit Grauen vor dem Wunsche der Tante.

Ich machte mein Testament.

Man probierte. Das Rot paßte nicht auf das Grün. Zehn Browningschüsse. Zwei Verkäuferinnen tot.

Vier Jahre später fand man ein passendes Stück roter Seide. Die Verkäuferin, die das Stück fand, war eine Waise. Die Tante schenkte ihr aufgeweichten Lakritz aus der warmen Tasche.

Meine Augen hingen sehnsüchtig an den Lippen der Tante: Der Blusenkauf war beendet, mußte sein Ende gefunden haben. Ich Tor. Ich war ein alter Mann geworden, und ein langer Bart hing mir über die Brust. Die Fräulein, die die durch die Tante heraufbeschworene Katastrophe überlebt hatten, waren teilweise Urgroßmutter, andere Großmutter.

Der Schlag soll mich treffen! Die Tante öffnete ihr karätiges Gebiß und stieß das eine kurze, knallende Wort wie einen gellen Flintenschuß hervor: „Knöpfe!"

Der Schlag traf mich nicht. Ich war verblödet und erwartete nichts anderes. Mein Bart wuchs mir in die Stiefel.

Knöpfe waren auf der achten Etage. Nach zwei Wochen trochen 400 Angestellte des amerikanischen Warenhauses auf dem Boden der achten Etage wie Ameisen, auch unter die Schränke, um die wie Konfetti auf der ganzen Etage fußhoch durch das hysterische Herumwerfen der Kartons und durch das Platzen der Böden auf die Erde gefallenen Knöpfe aufzulesen.

Die Tante trieb Nägel durch die Oesen bestimmter Knöpfe und nagelte sie auf die stramme Uniformbrust eines Liftboys fest. So konnte sie sehen, wie die Knöpfe wirkten.

Ich war so alt geworden, daß ich von einer Yoghurtfabrik als Reklamepreis zu Propagandazwecken photographiert wurde.

Die Tante konnte den gewählten Knopf nicht nehmen, es fehlten vier am Dutzend. Sie spuckte ihr Gebiß aus. Der Boy fand einen mühelosen Tod. Die Liftführer, zehn an der Zahl, verloren den Verstand und ließen sinnlos die Aufzüge auf- und niederrasen, daß die Splitter flogen. Mechanische Spielwerke zogen sich selbst auf und liefen verhetzt herum. Angestellte kletterten verstört auf die Regale und die Säulen. Andere fraßen in ihrer seelischen Not Pottasche.

Als die Tante nun noch Schweißblätter verlangte, die gerade ausgegangen waren, weil es eisiger Winter geworden war, erhob sich ein wildes Tohuwabohu, das elektrische Licht ging aus. Alles stürzte zu der immensen vierteiligen Drehtür des Haupteinganges, und ein wildes Rasen und Drehen, in das ich auch gerissen wurde, begann. Mit einer furchtbaren Schnelligkeit drehte sich die Tür, Ohren und Finger wurden von der Zentrifugalkraft abgerissen. Mir flogen die Rippen weg, das war mein Tod.

Das letzte Wort der Tante gellte mir in den Ohren: „Häkchen für hinten muß ich noch haben!"

Das amerikanische Riesenwarenhaus ist eingefallen. Nur die rasende Drehtür mit Klumpen unzähliger Menschenleiber dreht sich noch in ihrer wilden Fahrt, und unaufhörlich gleiten in gefährlicher Schnelle in ihren eisernen Führungen, die wie Türme aus dem Schutt emporragen, unzählige Aufzüge sinnlos auf und nieder.

Frau Bender konnte die Platze wegen der neuen Bluse von Tante Dorchen nicht kriegen; sie ist in der Zwischenzeit an einer Bauchfellentzündung gestorben.

Von den Lübecker Museen.

Die Arbeiten an den Lübecker Museen wurden im letzten Jahre empfindlich durch die Preissteigerungen aller Löhne und Materialien beeinflußt. Daher kam es auch, daß die Bauarbeiten im Museum am Dom, für welche bereits im März 1917 die Mittel bewilligt wurden, weiter zurückgestellt werden mußten. Auch die Herrichtung der kirchlichen Halle für das Museum für Völkerkunde blieb ein unerfüllter Wunsch. Dem Museum für Kunst- und Kulturgeschichte waren nur wenige Neuerwerbungen möglich. Immerhin bilden die Büste einer Heiligen aus Eichenholz, eine kleine Pietagruppe und eine halb-lebensgroße Madonna auf der Mondsichel, die früher in mecklenburgischen Landkirchen standen, eine wertvolle Bereicherung der vorhandenen Bestände. Das gleiche gilt von einer aus Dabel in Mecklenburg stammenden und von Dr. Gottschewski in Hamburg geschenkten weiblichen Gewandstatuette, die aus einer Lübecker Werkstatt vom Ende des 14. Jahrhunderts stammt. Die bedeutendste Erwerbung des letzten Jahres ist die eines silbernen Deckelpokals von 78,5 Zentimeter Höhe, der einst dem Amt der Lübecker Lohgerber als Willkomm diente. Der Pokal ist vom Senat angekauft worden und dem Museum als Leihgabe übergeben. Es hat sich auch die Rechnung seines Verfertigers angefunden. Im Jahre 1751, so bescheinigt der Meister, habe ich vom Lohgerberamt 59 alte Meisterschilder von 142 Lot Silber erhalten. 178 Lot habe er selber hinzugefügt und daraus den neuen Willkomm verfertigt, für den er im Mai 1752 143 Mark als Entlohnung erhielt. Es gelang auch, von einem Münchener Altwarenhändler eine zierliche Bergkristalluhr zu erwerben, die auf der Rückseite des Werkes die volle Bezeichnung ihres Verfertigers „Mathias Menz, Lübeck" trägt.

Auch sonst sind noch allerlei willkommene Sachen erworben worden. Die Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und Gipsabgüssen konnte durch Gemälde des Lübecker Malers Hermann Linde und des im Kriege gefallenen Lübecker Malers Karl Sager und solche des Malers Karl Fricke bereichert werden. — Das ehemalige Offizierkorps des Regiments Lübeck lieh dem Museum ein Gemälde von Hans am Ende: „Die Vimy-Höhe", und aus einem Nachlaß erhielt es eine Farbskizze eines Italieners. Man vermutet, daß es sich um eine Arbeit von Giovanni Lanfranco handelt, der 1647 in Rom gestorben ist. Die veranstaltete Estland-Livland-Ausstellung gab den Anlaß, diese Sammlungen weiter auszubauen. Der Konservator reiste von September bis November 1918 in Estland, und es gelang ihm, eine bemerkenswerte Sammlung von 118 Gegenständen estnischer Kunst zusammenzubringen.

Daniel Sanders.

„Nicht mit dem Schwert nur Alexanders Verhaut den Gord'schen Knoten man,
Mir zeigt das Wörterbuch von Sanders,
Daß auch Geduld ihn lösen kann."

So besang Julius Rodenberg die wissenschaftliche Großtat des vor hundert Jahren, am 12. November 1819, in Alt-Strelitz geborenen Sprachforschers. Daniel Sanders, das große, in den Jahren 1859 bis 1865 in drei Quartbänden erschienene „Wörterbu